

Morgenandachten 2015

Montag, 26.01.15 Kraft, Liebe und Besonnenheit

Der Apostel Paulus hatte verschiedene Schüler. Einer von ihnen war Timotheus. An ihn soll Paulus zwei Briefe geschrieben haben, die im neuen Testament erhalten sind.

Wenn Paulus an jemanden Briefe geschrieben hat, dann hat er erst einmal die Person angesprochen. Aber immer war auch die Gemeinde gemeint, für die dieser Mensch verantwortlich war und die Paulus auf seinen vielen Reisen oft besucht hat.

An Timotheus schreibt Paulus: „Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern einen Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.“ Timotheus scheint etwas in Glaubenszweifeln zu stecken und sich daher nicht so wirklich zu trauen, von seinem Glauben zu reden. Vielleicht waren es auch die Umstände in der Umgebung der Gemeinde, die die Arbeit nicht gerade einfach gemacht haben.

Auch ich brauche heute oft eine ordentliche Portion Mut, um von meinem Glauben zu sprechen. Gerade da, wo es scheint, dass niemand anderes um mich herum glaubt oder betet oder zu einer Kirche gehört. Da kann es schon mal passieren, dass ich meinen Glauben beschämt verschweige!

Wenn ich mich für etwas schäme, versuche ich es zu verheimlichen. Die anderen sollen es nicht sehen. So geht es mir manchmal auch mit dem Glauben. Er widerspricht ja oft gängigen Wertvorstellungen. Wer heute Menschen

begegnet, die nur an das glauben, was sie sehen, und die Welt in Euro, Dollar und Daxzählern messen, die dabei auch noch erfolgreich sind und finanziell ihr Schäfchen im Trockenen haben, dem stellt sich unwillkürlich die Frage: Was sollen mir Gott, Glaube und Kirche denn noch bieten können?

Paulus scheint so eine Verzagtheit zu kennen. Aber er weiß: „Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern einen Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.“

Drei wichtige Dinge. Auch heute: Kraft, Liebe und Besonnenheit.

Wenn nur eins von den dreien vorhanden ist, geht's meistens schief. Nur Kraft führt in den Streit, nur Liebe überdeckt die notwendig anstehenden Arbeiten und nur Besonnenheit geht nicht entschlossen genug nach vorn.

Die Mischung macht's. Und der Geist Gottes wirkt mit der richtigen Mischung der drei Gaben: Kraft, Liebe und Besonnenheit.

Wenn ich mir der Begabungen bewusst werde, die mir gegeben sind und sie mit Kraft, Liebe und Besonnenheit einsetze, dann muss ich nicht verzagen. Egal ob im Beruf oder im Privaten.

Dienstag, 27.01.2015 Wer ist meine Mutter?

Gerade einen guten Monat ist es her, dass wir Weihnachten gefeiert haben. Das Fest der Geburt Jesu und gleich danach am Sonntag das Fest der Heiligen Familie. Auch heute geht es wieder um eine Familie: um die Familie von Jesus.

Das Evangelium nach Markus erzählt von folgender Begebenheit: Jesu Mutter und Brüder suchen ihn. Sie finden ihn schließlich in einer Menschenmenge und lassen ihm ausrichten, dass sie ihn bitte sprechen möchten.

Die Antwort Jesu erstaunt:

Er sagt: Wer ist meine Mutter? Und wer sind meine Brüder?

Wenn ich meiner Mutter so geantwortet hätte, ich wüsste schon so ungefähr, wie ihre Reaktion wohl gewesen wäre...

Zoff in der Heiligen Familie also?

Dazu einige Gedanken. Erstens: Diese Geschichte zeigt mir: Jesus wird erwachsen. Zum erwachsen werden gehört es, dass man sein eigenes Leben lebt, sich, zumindest ein Stück weit, vom Elternhaus abnabelt und auf eigenen Füßen steht.

Natürlich ist Jesus bewusst, wer seine Mutter ist und wer seine Brüder sind. Aber: Er hat seinen eigenen Auftrag, seine eigene Berufung.

Wenn junge Menschen nur auf das hören, was die Familie sagt und das Leben leben dürfen, das die Familie für sie vorsieht, kann das ziemlich unzufrieden machen.

Junge Menschen brauchen in ihrer Entwicklung das Rüstzeug, um sich selbst zu erfahren und zu erkennen, wohin ihr eigener Weg geht. Und sie brauchen die Ermutigung, diesen Weg auch gehen zu können.

Dafür ist es gut, wenn sie die Familie gleichsam als „Rückversicherung“ hinter sich wissen. Aber sie müssen auch mal sagen dürfen: Das hier ist mein Weg, mein Leben, mein Beruf, meine Familie. Jetzt bin ich dran.

Ein zweiter Gedanke:

Die Geschichte endet nicht mit der Frage „Wer ist meine Mutter?“, sondern sie endet so: „Er streckte die Hand über seine Jünger aus und sagte: Das hier sind meine Mutter und meine Brüder!“

Jesus schließt also nicht aus sondern er verbindet sich mit den Menschen, die mit ihm sind und mit ihm gehen.

Diese Menschen sind nun sozusagen seine zweite Familie. Wer seine Botschaft hört und danach handelt, der ist für Jesus Mutter und Schwester und Bruder.

Vielleicht ergibt sich ja heute die Gelegenheit einmal kurz inne zu halten und zu schauen, wer denn mir Mutter und Schwester und Bruder ist. Oder wer so bedingungslos an meiner Seite geht und steht, dass sie oder er für mich wie eine Mutter oder eine Schwester oder ein Bruder geworden ist. Und vielleicht ergibt sich ja die Möglichkeit, dafür einmal danke zu sagen.

Mittwoch, 28.01.15 wie dich selbst!

„Liebe deinen Nächsten wie Dich selbst!“

Nächstenliebe beschränkt sich nicht auf das altbekannte „jeden Tag eine gute Tat“. Etwa alten Menschen über die Straße helfen oder ihnen in Bus oder Straßenbahn einen Sitzplatz anbieten.

Nächstenliebe ist zu allererst eine Grundhaltung.

Natürlich ist sie total konkret: In der Nächstenliebe überwinde ich die Rolle eines Zuschauers, der die Not anderer nur beguckt. Wenn ich einem Menschen helfe, mich einem Menschen zuwende, dann überwinde ich die Distanz zu ihm.

Das Spektrum möglicher Hilfen ist groß:

Ich kann mich um jemanden persönlich kümmern und mich fürsorglich einem Einzelnen zuwenden.

Ich kann das Gespräch mit dem Nachbarn am Gartenzaun suchen oder mitarbeiten am Ausbau des sozialen Netzwerkes.

Ich kann die Öffentlichkeit aufrütteln und über Missstände berichten oder einem Einzelnen den Rücken stärken, der unter Druck steht.

Ich kann mich ehrenamtlich engagieren. Oder, oder, oder.

Nächstenliebe geschieht im Verborgenen oder sie ist nach außen deutlich sichtbar.

Aber: der Satz „Liebe deinen Nächsten“ hat auch noch eine Fortsetzung. „Wie dich selbst“ heißt sie.

Auch das ist eine Grundhaltung.

Erst aus der Grundhaltung der Selbstliebe komme ich zur Nächstenliebe. Anders gesagt: Nur wenn ich mich selbst liebe, kann ich wirklich anderen helfen. Ohne dabei in die Falle zu

tappen, dass es eigentlich nur darum geht, meine eigenen Bedürfnisse zu stillen. Oder ohne dabei in die Gefahr zu geraten, mich zu überfordern. Ohne dabei dem Hilfsbedürftigen meine Sicht der Dinge aufzuzwingen.

Wer sich selbst liebt, kennt seine eigenen Bedürfnisse, seine eigenen Schwächen und seine eigenen Stärken. Er kann sich selbst verzeihen und weiß, dass Fehler machen zum Leben dazu gehört. Und so kann er auch mit den Fehlern anderer gelassener und großzügiger umgehen.

Aus dem unbekanntem Anderen und fremden Gegenüber wird ein Mitmensch, der mir nahe ist. Der Nächste empfindet, wie ich selbst empfinde, die Not des anderen berührt mich und ruft nach Hilfe.

Liebe deinen Nächsten und liebe dich selbst. Zwei große Aufträge, aber es fängt mit dem ersten kleinen Schritt an.

Donnerstag, 29.01.15 Wer hat, der hat

Selten regt mich ein Satz aus der Bibel so auf, wie dieser: Wer hat, dem wird gegeben und wer nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat.

Das ist doch wohl eher „haste-was-dann-biste-was“ statt froher Botschaft!

Oder?

Zuerst einmal gibt dieser Spruch eine Erfahrung wieder, die man immer wieder machen kann. Schon damals und nicht nur heute. So ist die Wirklichkeit, so geht es zu im gesellschaftlichen Leben.

Das ist noch keine Wertung. Es wird nicht gesagt, dass es so sein muss und schon gar nicht, dass es gut ist. Jesus geht es schließlich immer um den sozialen Zusammenhalt, in seinen Worten: um Brüderlichkeit oder Geschwisterlichkeit. Jesus rechtfertigt ungerechtes Handeln nicht, sondern fordert auf zu sozialem Handeln.

Fünf Mal taucht der Satz im Neuen Testament auf: „Wer hat, der hat“. Irgendwie passt der Satz ganz gut in die heutige Gesellschaft. Ist das nicht meine alltägliche Erfahrung? Die Reichen werden reicher und die Armen ärmer?

Aber in dieser Bibelstelle geht's eben nicht nur um den irdischen Reichtum sondern um die „himmlischen Schätze“. Es geht auch um das, was bleibt und nicht in Euro und Cent zählbar ist.

Unter den Menschen, die Jesus nachfolgen soll es eben nicht so sein wie es die Alltagserfahrung

oft lehrt. Gerade deshalb hält er den Menschen den Spiegel vor:

Gebt acht aufeinander. Und fallt nicht auf das System des Habens und Behaltens herein.

Urteilt gerecht, denn auch über euch wird geurteilt.

Handelt besonnen, denn so wird auch an euch gehandelt werden.

Die Botschaft, die dahinter steht, verblüfft mich zuerst mal. Denn sie endet mit den gleichen Worten, die mich eben noch so aufgeregt haben:

Wer sich Gott und den Menschen gegenüber öffnet und sich in Jesu Sinne einsetzt, der wird überreich beschenkt. Der bekommt viel mehr, als er erwartet hat. Wer sich aber gegenüber Gott und seinen Mitmenschen verschließt, der verliert unendlich viel. Dem kommt schließlich auch noch das abhanden, was er schon hatte.

Eine ziemlich radikale Botschaft: wer hat, der hat.

Freitag, 30.01.15 Frucht bringen

Manchmal passieren Dinge einfach so. Ohne dass ich groß was dazu getan hätte. Und manchmal auch ohne dass ich weiß, wie sie entstanden sind.

Ich verpasse solche kleinen Wunder gern mal. Denn oft sind es diese Alltäglichkeiten, die ich übersehe oder für selbstverständlich halte.

Dazu ein Beispiel aus der Bibel.

Jesus erzählt ein Gleichnis von einem Bauern. Er versucht, den Menschen klar zu machen, was es mit dem Reich Gottes auf sich hat. Er sagt:

„Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mann Samen auf seinen Acker sät; dann schläft er und steht wieder auf, es wird Nacht und wird Tag, der Samen keimt und wächst und der Mann weiß nicht, wie.“

Jesus stellt sich ganz auf seine Zuhörer ein: Er sieht, welche Menschen vor ihm stehen, kleine Leute, Bauern, Fischer, kein studiertes Volk. Und dann spricht er halt so, wie die Menschen es verstehen. Er hat es gar nicht nötig, sich mit umständlichen Formulierungen und Fremdworten wichtig zu machen.

Könnten wir heute auch manches Mal gut gebrauchen! Menschen, die in einfachen, verständlichen Worten Dinge erklären, ohne anderen das Gefühl zu geben, sie wären nicht intelligent oder wichtig genug.

Auf den ersten Blick erzählt Jesus den Menschen nicht viel Neues. Das weiß doch jeder noch so kleine Bauer, dass man da nichts machen kann, wenn man seine Saat erst mal gesät hat! Es hilft

nichts, an der Pflanze zu ziehen und zu zupfen, groß werden muss sie von alleine.

Da sind Pflanzen auch nicht anders als zum Beispiel Kinder und Jugendliche. Irgendwann ist auch genug gezogen und gezupft, irgendwann müssen sie alleine stehen.

Und offenbar ist es auch mit dem Reich Gottes nicht viel anders.

Das Reich Gottes ist schon ausgesät in der Welt und sogar wenn der Mensch ganz und gar untätig ist, wächst es und wird groß und größer.

Also alles halb so wild? Hände in den Schoß und Füße auf den Tisch?

Nicht ganz. Zum Gleichnis gehört ja noch eine Vorgeschichte. Die Sache mit dem Samen und dem Boden, auf den der Samen fällt.

Da kommt es dann nämlich schon darauf an, wie der Boden beschaffen ist. Übersetzt: kann Jesu Botschaft in mir aufgehen, reifen und wachsen?

Oder bin ich eher der Typ Dornestrüpp, der das Wort zwar hört, es dann aber schnell erstickt und vergisst? Was kann ich tun, damit ich Frucht bringe? Wie kann ich Jesu Botschaft der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens zum keimen und wachsen bringen?

Mir tut es gut zu wissen, dass ich die Welt nicht alleine retten muss. Das Reich Gottes kommt. Mit allen und durch alle Menschen, die den „Ackerboden“ bilden. Den Rest wirkt Gott selbst. In den Menschen und durch die Menschen.

Samstag, 31.01.15 Don Bosco

Das Beste, was wir auf der Welt tun können, ist Gutes tun, fröhlich sein und die Spatzen pfeifen lassen.

Gesagt haben soll das Johannes Bosco, besser bekannt als Don Bosco. Heute noch tragen viele Kindergärten, Schulen und Kirchengemeinden seinen Namen. Don Bosco ist einer meiner Lieblingsheiligen. Heute feiert die katholische Kirche seinen Gedenktag.

Welch ein fröhlicher Heiliger! Getragen von einer unerschütterlichen Zuversicht.

Diese Zuversicht und seine Fröhlichkeit brauchte er auch.

1815 wurde er in einem kleinen Dorf in Norditalien in ärmlichen Verhältnissen geboren. Sein Vater stirbt, als er zwei Jahre alt ist und seine Mutter, seine Brüder und er sind auf sich gestellt.

Aus seinem Heimatdorf ist er nach der Priesterweihe 1841 nach Turin gezogen, damals ein rasant wachsendes Zentrum der Industrialisierung. Die hatte aber auch ihre Schattenseiten: Viele Jugendliche leben auf der Straße, sie suchen Ausbildung und Arbeit und werden stattdessen ausgebeutet oder landen sogar im Gefängnis.

Don Bosco kommt in Kontakt mit einigen von den Jugendlichen und will ihnen helfen. Er bringt ihnen Lesen und Schreiben bei und erzählt ihnen dabei von seinem Glauben. Das spricht sich schnell rum und immer mehr Jugendliche bitten um Hilfe. Bald eröffnet Don Bosco ein erstes

„Oratorium“, sozusagen ein offenes christliches Jugendzentrum.

Die jungen Menschen leben dort, lernen und erfahren vom Glauben. Später kommen Lehrwerkstätten und Schulen dazu. „Mit den Füßen auf der Erde und dem Herzen im Himmel“, so beschreibt Johannes Bosco sich selbst und seine Arbeit.

1859 gründet er die Gemeinschaft der Salesianer, die bis heute an vielen Orten der Welt und in vielen sozialen Brennpunkten mit Jugendlichen arbeiten. Am 31. Januar 1888 - heute vor 127 Jahren - stirbt Johannes Bosco.

Was ist das Besondere an Don Bosco und seiner Arbeit?

Zuerst einmal: Zuversicht und Fröhlichkeit stecken an. Damit ist nicht aufgesetztes Lustigsein gemeint, sondern eine ehrliche, von Herzen kommende Fröhlichkeit, die auf sicherem Grund steht. Gepaart mit Ernst und Vernunft, die Dinge, die zu tun sind, zu erkennen und anzugehen und nicht bei den ersten Schwierigkeiten schon zu kapitulieren.

Den sicheren Grund hat Johannes Bosco schon von seiner Mutter mit „in die Wiege gelegt“ bekommen. Sie hat ihren Kindern auch in schwieriger Zeit das Lachen und fröhlich sein vorgelebt und gelehrt.

So gestärkt konnte Don Bosco das tun, was heute sozialpolitisch immer gefordert wird: Er hat präventiv, vorsorgend, mit Jugendlichen gearbeitet und sie so stark gemacht.

Vernunft, Glaube und Liebenswürdigkeit waren für ihn die Grundlagen seines Handelns. Sie

haben nicht nur ihn stark gemacht, sondern auch die Menschen, mit denen er gearbeitet hat.

Also: Gutes tun, fröhlich sein und die Spatzen pfeifen lassen. Ein schönes Wochenende.